

Hintergrund

Pater Meienbergs elende Freude

Peter Meienberg, Bruder von Niklaus Meienberg, wirkt seit 50 Jahren als Missionar in Afrika. Jetzt hat er seine Erfahrungen zu einem Buch gebündelt. *Ein Porträt von Jean-Martin Büttner*

«Physisch ist er recht gmögig», hat Niklaus Meienberg geschrieben. «Man kann nicht sagen, dass er unsympathisch wäre. Sein Lächeln ist nicht schlecht. Es ist kein gelogenes Furgler-Lächeln. Man glaubt ihm sogar, dass er glaubt. Sonst wäre er längst umgekippt bei all den Anstrengungen.» Umgekippt wäre nicht sein Bruder Peter, der Benediktinermönch Pater Hildebrand. Sondern sein damaliger Chef: Papst Wojtyla, der im Sommer 1984 die Schweiz besucht hatte. Niklaus Meienberg gefiel das nicht. Und der wütende Journalist schrieb das in der «Wochenzeitung» mit der ihm eigenen Deutlichkeit.

Peter Meienberg wiederum machte deutlich, was ihm an der Reportage seines Bruders missfiel. «Vieles ist chogeglatt», schrieb er ihm. Auch in Nairobi hätte sein oberster Chef besser einiges nicht gesagt. «Doch hängt es mir aus, wenn du Werturteile fällst und andere fertigmachst» - saumässige Unterstellungen statt sauberen Recherchen. Er wünschte sich von ihm ein wenig Humor statt so viel sterilen Zynismus. «Next time try harder, please.»

Halb totgeschlagen

Als die Reportage in Buchform erschien, stellte Niklaus Meienberg den Brief des Bruders als Anhang dazu. Schon damals kam es einem vor, der Journalist sei noch selten so witzig und scharf gedeckelt worden wie von seinem zehn Jahre älteren Bruder. Die beiden hatten schon immer viel diskutiert und sich gestritten. Was ist das für eine Familie, dachte man, wo der eine daheim gegen die Verhältnisse tobt und schreibt, der andere in Afrika gegen die Verhältnisse predigt und kämpft.

Niklaus Meienberg ist tot. Er hat sich vor bald zwanzig Jahren umgebracht, verzweifelt über die Verhältnisse und über sich selber, gezeichnet von einem Überfall und einem schweren Unfall. Peter Meienberg ist noch da, obwohl auch er einen schweren Überfall überstehen musste, er wurde von einer Horde Räuber halb totgeschlagen, die nachts um eins über ihn herfielen. Das war kurz vor dem Tod des Bruders. Letztes Jahr hatte der Pater auf seiner Farm einen Unfall und musste sieben Monate in der Schweiz bleiben. Der 83-Jährige leidet zudem an Beinbeschwerden, was ihn noch mehr am Schlafen hindert. Mehrmals entschuldigt er sich dafür, nicht so genau antworten zu können, wie er möchte. Manche Wörter fallen ihm zuerst in Swahili oder Englisch ein. Er kann auch Französisch.

Konzentriert sitzt er an einem kahlen Tisch im Besuchsraum der Abtei Uz-nach. Sein Blick aus blauen Augen ist klar, die Körperhaltung strahlt Autorität aus. Er überlegt sich alle Antworten genau. Manchmal schweigt er oder seufzt, zwischendurch lacht er in sich hinein. Dann wieder schaut er auf den Boden. Vor dem Fenster geht der Blick auf den Klostergarten, wo botanisch derzeit wenig passiert; verzagtes Chlorophyll. Die Abtei dient Meienberg als Homebase.

Dabei ist ihm vieles nicht mehr so vertraut: die Stille und Abgeschiedenheit des Klosters, der durchritualisierte Ablauf. Vor dem Essen hat er mit seinen Brüdern gebetet, 15 alternde Männer in Schwarz haben zusammen Psalmen gesungen mit ihren ernsten Stimmen und den tröstlichen Terzen. Er würde lieber über einen Psalm meditieren, wird Meienberg später sagen, statt viele aufs Mal zu rezitieren. Das Essen hat man schweigend eingenommen, Suppe und Spaghetti und einen Apfel. Dazu hat ein Mönch mit tonloser Stimme aus dem Leben des heiligen Gallus vorgelesen. Nach dem Essen haben alle zusammen abgewaschen. Für den Nachmittag hat Pater Meienberg freibekommen. Es wird ein langes Gespräch.

Die tanzenden Gefangenen

Seit 50 Jahren lebt der St. Galler Benediktiner in Afrika und hat fast ebenso lange darüber geschrieben. Über die Verhältnisse in Tansania, Äthiopien, Kamerun, Ruanda oder Kenia. Eine Sammlung der Texte erscheint jetzt als Buch.



Man glaubt ihm, dass er glaubt: Pater Peter Meienberg, der zornige Missionar. Foto: Dominique Meienberg

Meienberg schreibt in einer federnden Prosa. Faktenreich, aber nicht belehrend, lebendig, humorvoll und frei von Frömmerei. Er schreibt über seine Jahre als Gefängnispfarrer, Flüchtlingshelfer, Lehrer, Bauherr und Geistlicher. Er schreibt über Leichen am Strassenrand und tanzende Gefangene, über aids-kranken Frauen und Ordensschwester, über Macheten und Schaufeln, über Städte und Märkte.

Einen Text hat er mit «Freudentränen im Flüchtlingselend» überschrieben. Er schildert die Wiedervereinigung eines kongolesischen Journalisten mit seiner Frau. Er war im Gefängnis gefoltert und sie von den Milizen vergewaltigt worden. Sie schlug sich mit ihren Kindern zum Büro von Meienbergs Faraja-Stiftung in Nairobi durch, er wurde nach langem Suchen gefunden. Die Freude der beiden beim ersten Wiedersehen nennt der Pater «eines der schönsten Erlebnisse meines Lebens».

Obwohl er mehrfach sagt, wie sehr ihn die überschäumende Lebensfreude in den afrikanischen Ländern begeistert, die Tänze, die ekstatische Intensität der Gottesdienste, die Hoffnung der gut ausgebildeten Jugend auf politische Reformen und was für eine «elende

Freude» er immer wieder verspüre, verschweigt er auch das Grauen nicht. Meienberg beschreibt die Not in den Slums, lässt Flüchtlinge erzählen. Er schildert die Gewalt und Willkür der Regime, erzählt von Gewalt und Grausamkeit der Männer, Soldaten und Milizen. Die Grausamkeit steigert sich beim Genozid von Ruanda ins Unvorstellbare, einem Land übrigens mit 65 Prozent Katholiken. Der Pater lässt sich auf dem Rücksitz eines Motorrads in ein Flüchtlingslager bringen, wo 300 000 Menschen ausharren. «Noch nie in meinem Leben», notiert er später, «ist mir das Wort Gottes aktueller und tröstlicher vorgekommen.» Während er die Sonntagsmesse feiert, schaufeln Bulldozer die Leichen zusammen.

Das Wiederlesen der Texte löste bei ihm eine Krise aus, die zur Katharsis führte. «Die Arbeit am Buch hat mich geschlossen», sagt er; oft habe er weinen müssen. So viele Menschen, von denen er geschrieben hat, sind tot: hingerichtet, ermordet, verendet, verschwunden. Mehrere von ihnen sterben, noch bevor der Text über sie zu Ende ist. Meienbergs nächste Predigt wird von einem Mädchen aus Nairobi handeln, das nach Dubai in eine muslimische Familie ent-

führt worden war. Vater und Sohn vergewaltigten es neun Monate lang. Ein Hilferuf wurde geortet und das Mädchen befreit. «Es wurde psychologisch betreut, konnte in die Schule», sagt Meienberg, «aber es hatte immer diesen leeren Blick.» Zweimal habe es versucht, sich umzubringen. Kürzlich hat er ein Mail erhalten: Der dritte Versuch gelang. Der Tod ist in Afrika ein Meister.

Wenn das Telefon gellt

Man glaubt dem Pater, dass er glaubt. Aber wie kann er noch glauben nach all dem, was er erlebt hat? Gerade weil er glaube, sagt er, könne er das alles aushalten. Als Theologe müsse er sagen: Solche Schicksale, wie er sie jeden Tag erlebe bei seiner Arbeit, «können wir intellektuell gar nicht bewältigen. Dazu braucht es den Glauben.» Von der Mutter habe er eine starke Psyche geerbt. Und einen tiefen Glauben an das Gute im Menschen. Seine Rolle beschreibt er als Katalysator, seine Stärke sieht er in seiner Geduld.

«Wer in Afrika hilft, hat Macht, aber nur aus Sicht der Ohnmächtigen», sagt Peter Baumgartner; der ehemalige Afrika-Korrespondent des «Tages-Anzeigers» hat in einem Slum von Nairobi eine

Schule aufgebaut und kennt die Probleme. Meienbergs grösste Leistung liege in seiner Ausdauer, denn: «Bleibt Entwicklungshilfe nicht nachhaltig, verkommt sie zur Beschwichtigungspolitik für den Westen.»

Die Ausdauer zehrt. Meienberg beschreibt die immer gleichen Probleme, die jeden Tag sein Telefon gellen lassen. Die zahllosen Flüchtlinge, die Kranken, die Kinder der Armen, die Waisen. Die Korruption überall, die Bürokratie, die unzuverlässigen Behörden, die Vereinnahmungsversuche der Gefängnisleitung. Der Zynismus des Westens, dessen Hilfgelder bei den Machthabern versickern, die dafür den Zugang zu den Rohstoffen sicherstellen. Die vielen Male, in denen er selber beschissen wurde. Die Triage zwischen den Schwierigen und den Unrettbaren, wie bei einem Notfallarzt an der Unfallstelle.

«Ich erhoffe das Beste und bin bereit für das Schlimmste.»

Peter Meienberg

Die Uhr im Dorf schlägt zwei. Durch das Fenster sieht man Mönche gehen. Vor dem Kloster stehen kahle Kastanienbäume. Im Tal breiten die Strommasten ihre Arme aus. Schütterte Bäume wachsen dem Frühling entgegen. Von hier nach St. Fiden, wo Peter Meienberg mit seinen fünf Geschwistern aufgewachsen ist, hat der Zug keine Dreiviertelstunde. Von Zürich-Kloten nach Nairobi sind es über sieben Flugstunden. Trotz seines Alters und seiner Gebrechen lässt der Pater keinen Zweifel daran, dass er nach Afrika zurückkehren will. Er hat viele Freunde in der Schweiz, Gönner auch, er schätzt seine Brüder im Kloster. Aber der Luxus bedrückt ihn und «die kleinbürgerliche Politik», wie er sie nennt.

Im Streit mit dem Vatikan

Dass auch in Nairobi manche im Mercedes durch die Stadt fahren, findet er abstoßend, aber es überrascht ihn nicht. In den Sechzigerjahren war Nairobi so gross wie Zürich, heute hat die Stadt fast drei Millionen Einwohner. Über zwei Millionen leben in den über 150 Slums, die um die Stadt herumwuchern. Der Pater wünscht sich, die Moralisten im Vatikan würden sich diese Slums einmal antun, «mit den Frauen, die von ihren Männern mit Aids angesteckt wurden und die Krankheit an ihre Kinder weitergeben». Dass die Bischöfe den Gebrauch von Kondomen radikal verbieten, findet er unverständlich, weil dies dem Gebot der Liebe widerspreche. Mit Papst Benedikt sei alles noch schlimmer geworden, sagt er. Zum ersten Mal an diesem Nachmittag spürt man den Zorn, der schon seinen Bruder umtrieb, das Aufbegehren gegen die Arroganz der Autoritäten. Anders aber als Niklaus, der immer wieder die Achtung jener suchte, die er in seinen Artikeln beschimpfte, scheint sich der Pater von oben keine Hilfe mehr zu erhoffen. Nur noch von ganz oben. «Zum Glück habe ich einen direkten Draht hinauf.» Er lacht.

Man glaubt ihm, dass er glaubt. Dabei glaubt er nicht nur an das Gute, er glaubt sogar an das Bessere. Dass die Zivilisation ein dünner Firnis sei über einem Meer von Barbarei, wie der Menschenkenner Sigmund Freud vermutete, wenn auch nicht in diesen Worten: Peter Meienberg teilt diesen Pessimismus nicht. «Ich erhoffe das Beste und bin bereit für das Schlimmste», sagt er. Woran andere glauben, wenn überhaupt, spielt für ihn keine Rolle. Pater Meienberg redet mit jedem und betet für alle.

Peter Hildebrand Meienberg: «Afrika unter die Haut. 50 Jahre gelebte Solidarität.» Sankt Ottilien: Eos-Verlag (375 Seiten, farbig bebildert, inklusive einer CD mit liturgischen Liedern in Swahili, gesungen vom Saint Benedict's Choir von Nairobi).